**Jannik Schlüter**

**aus Deutschland**

# Paradies Uganda?

# Die besondere Flüchtlingspolitik eines armen Landes

**Stipendien-Aufenthalt in Uganda vom 1. November bis 20. Dezember 2022**

**Inhalt**

1. Intro ..... 3

2. Ankunft in Uganda ..... 4

3. Startschwierigkeiten ..... 8

4. Die Flüchtlingspolitik Ugandas… ..... 10

5. Der Westen ..... 12

5.2 Godfrey und die Politik… ..... 13

5.3 Über die Berge zur Caritas…..... 14

5.4 IDP… ..... 16

5.5 Kongolesische Grenze ..... 19

5.6 Alleine in Fort Portal ..... 24

5.7 Im Flüchtlingscamp ..... 25

6. Ruanda ..... 30

7. Der Planungsfehler…..... 32

7.2 Schwierige Situation Südsudan ..... 33

8. Das Kartenhaus Uganda ..... 35

9. Fazit ..... 37

## 1. Intro

Meine Recherche besteht aus vielen Zufällen. Vom Boda-Boda-Fahrer, der sich als Kontaktperson der ortsansässigen Caritas entpuppt, die auch Flüchtlingsarbeit leisten, bis zum Deutschen Paar, das mit dem Rad durch Afrika unterwegs ist, und mich mit einem Mitarbeiter in einem Geflüchtetencamp vernetzt. Wer meine Reiseroute im Nachhinein bei Google Maps einzeichnen würde, wundert sich vielleicht: Wieso bist du von A nach E gereist, von Z nach M - und wieder zurück? Übertrieben formuliert: Es ist fast egal, wohin ich gereist bin, denn an jeder Ecke warten Fragen und Antworten. Genau wie im ganzen Land Flüchtlinge leben.

Als ich vom Stipendium der Heinz-Kühn-Stiftung höre, weiß ich so gut wie gar nichts über Uganda. Ein Freund erzählt mir eher zufällig von der Flüchtlingspolitik dieses Landes. Er hat einen Artikel gelesen, der mehr oder weniger von einem Paradies für Geflüchtete spricht. Die Flüchtlingswelle 2016 in Deutschland war eine der ersten großen Politisierungen für mich, ich war 17 Jahre alt, hatte gerade das Abitur gemacht und fing an, mich mehr für wichtige Themen außerhalb von Fußball zu interessieren.

Jeder ist willkommen, das ist das Motto Ugandas. Was für ein schöner Gedanke, dachte ich. Aber wie soll das funktionieren? Und wie soll ein Land wie Uganda das schaffen? Nach einer kurzen Recherche stelle ich fest, dass das Land selbst zu den ärmsten der Welt gehört. Nach noch weiterer Recherche regen sich die ersten Zweifel an dieser Politik, die als Journalist mehr oder weniger bei jedem Thema auftreten, das einfach zu gut scheint, um wahr zu sein. Im vergangenen Jahr war ich das erste Mal in Afrika, damals für zwei Wochen in Benin. Jetzt also Ostafrika, alleine und vor allem mit einem Ziel: Möglichst vorurteilsfrei zu recherchieren.
Während ich bei Dokumentationen und Reportagen für das investigative Format sport inside vom WDR oft thesenbasiert gearbeitet habe, auf einen Punkt, den ich schon vorher gefestigt hatte, bin ich dieses Mal offen vorgegangen, habe viel auf mich einprasseln lassen. Das Ergebnis ist ein nicht so klares Bild, wie ich es sonst oft bei Berichten habe. Dafür aber vermutlich ein ehrlicheres und breiteres. Denn im Leben gibt es selten Schwarz und Weiß.

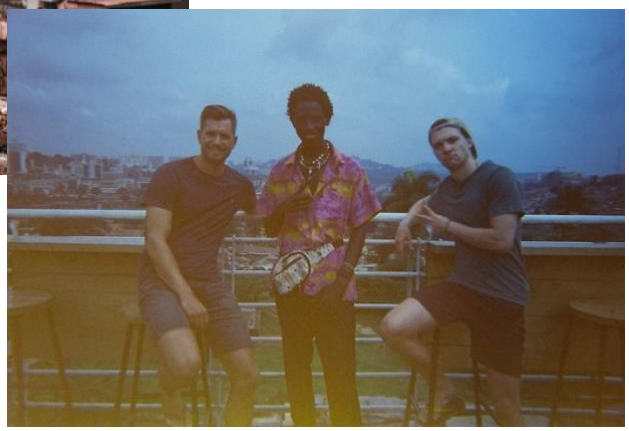
## 2. Ankunft in Uganda

Gut, irgendwo muss ich ja ankommen. Als Europäer ist das meistens Entebbe, der internationale Flughafen Ugandas, nahe der Hauptstadt Kampalas. Schon auf dem Flug spüre ich die Offenheit der Ugander. Meine Sitznachbarin, eine ältere Frau, die seit langem in England lebt, ist auf Familienbesuch und erzählt mir von der Schönheit und den Macken Ugandas. Als wir landen, wünscht sie mir viel Glück. Willkommen in Uganda!

Wer aus Europa mit dem Flugzeug anreist, kommt meistens mitten in der Nacht an. Zum ersten Mal bei einem Flug wünsche ich mir Verspätung, aber wir sind pünktlich. Heißt: Um 4.30 Uhr morgens stehe ich am Flughafen Entebbe, halb verschlafen, halb planlos, wie ich in die Hauptstadt kommen soll. Ein privater Taxifahrer wittert seine Chance, eine Stunde später bin ich 50 Dollar los. Zum Vergleich: Mit 50 Dollar kommt man mit dem Bus auch von der westlichen zur östlichen Grenze und wieder zurück zur Hauptstadt. Zumindest bin ich im Hostel und kann schlafen.

Ich hatte eigentlich nicht geplant, schon am ersten Tag mit meiner Recherche anzufangen. Schon gar nicht, nachdem ich zwei Stunden mit einer Mücke um meinen Schlaf gekämpft habe und gegen Nachmittag auf der Rooftop-Bar meines Hostels auf die Hauptstadt schaue. Aber Ugandas Offenheit nimmt davor natürlich keine Rücksicht. Fred setzt sich neben mich. Nach einer Minute bezeichnet er mich als Seelenverwandten, noch etwas später gehen wir zusammen ein Bier trinken. Er erzählt mir von seiner kriminellen Vergangenheit, die gar nicht so vergangen scheint, von seinem Leben im Slum. Das Hostel, in dem ich bin, liegt in Nsambya, nahe vieler Slums. Die Rooftop-Bar ist so etwas wie ein Treffpunkt für viele junge Menschen aus der Region. Im Verlauf der nächsten Tage lerne ich hier erstaunlich viele Freunde kennen.

Mit ihnen spreche ich natürlich auch über die Situation der Flüchtlinge in Uganda, ihre eigene Situation, Armut und die Politik. Einige von ihnen sind selber Geflüchtete, vor vielen Jahren aus Ruanda gekommen. Oft, wenn ich mit ihnen unterwegs bin, sind sie angetrunken oder haben Gras geraucht, Ganja, wie sie es nennen. Ein generell großes Problem in Uganda. Gleichzeitig löst es ihre Zungen, viele erzählen mir von ihren Träumen, ihren Zielen. Durch sie lerne ich eine Seite Kampalas kennen, die ich beim Blick auf die Hochhäuser nicht sehen kann.



Raymond, ein junger Musiker und Fitness-Coach bei einem Tischtennis-Kurs, zeigt mir sein Zuhause. Eine drei mal drei Meter große Zelle ohne Fenster. In ihr liegt eine Matratze, seine Klamotten sind in einer großen Plastiktasche verstaut.

Im Türeingang hängt eine Bob-Marley-Fahne. Als wir durch den Slum laufen, in dem er aufgewachsen ist, rennen viele Kinder zu ihm. Vom Tischtennis, sagt er. Ich habe beim Begriff Slum immer an etwas Kriminelles gedacht, einen gefährlichen Ort. Zugegeben, dreckig und chaotisch ist es. Aber während mich einige einfach nur anstarren, lächeln mir genauso viele Menschen zu. Im Slum pulsiert das Leben, während viele Menschen gleichzeitig nichts zu tun scheinen. Aber auf dem Markt wird verhandelt, Kinder spielen mit Fahrradreifen, Männer zocken bei einem Würfelspiel um Geld, viele Frauen nähen.

Muliika Marvin, ebenfalls ein junger Musiker, zeigt mir die junge Szene Kampalas. In den zahlreichen Bars und Clubs dieser Stadt sprühen die Menschen vor Lebensfreude. Laute Musik, viel Alkohol, Tanzen. Joshua zeigt mir seine selbstgemachten Kunstwerke, Ketten, Gemälde. Andere schwärmen von den Schuhen, die sie verkaufen. Alle jungen Menschen, die ich hier kennenlerne, nutzen ihre Kreativität, um etwas zu erschaffen. Formelle Jobs gibt es kaum. Sie alle suchen sich einen Weg, wie sie etwas Geld verdienen, über die Runden kommen können.

Auch Fred nimmt mich mit in seine “Hood”, hier leben bekannte Verbrecher, die unter Gangnamen bekannt sind. Freds Freunde. Die “Hood” ist nochmal anders als die Slums, härter. Fred ist einer der nettesten Menschen, die ich je kennengelernt habe. Gleichzeitig ist er in diesem Milieu aufgewachsen und kehrt oft hierhin zurück. Er war mal ein halbes Jahr in den USA, in Los Angeles, für ein Stipendium. Er hat sich eingesetzt für die Kids auf der Straße, eine Organisation gegründet. Er erzählt mir, dass er jahrelang geklaut hat, um zu überleben. “Und ich würde es wieder tun.” Als ich in der “Hood” bin und Fred sich zu seinen Freunden gesellt, kommen mehr als 50 Menschen auf mich zu. Ein Mädchen, vielleicht 18 Jahre alt, ist sichtlich angetrunken, tanzt vor mir und erzählt mir, sie sei ein Model. Es fühlt sich an, als wäre die ganze “Hood” da, feuert sie an. Ich verstehe nicht einmal, was sie sagt, was sie möchte. Als ich meine Kamera raushole, um ein Foto von der Situation zu machen, löst sie sich auf. Fotos in der “Hood” sind nicht gerne gesehen.

Fred führt mich um eine Ecke in einen kleinen Hinterhof, nicht mehr als drei Quadratmeter, auf denen sich sechs Jungs tummeln, die Gras rauchen und selbstgemachten Schnaps trinken. Weitere Freunde. Auch er zündet sich einen Joint an. Dann erzählt er mir, was ich schon gesehen habe. “Viele nehmen harte Drogen. Sie laufen herum wie Zombies.” – „Aber wir sind Menschen.”

Kurz bevor ich Kampala verlasse, ruft Fred mich an. “Kannst du mir 50.000 Schilling geben?”, fragt er mich. “Ich habe nichts zu essen und glaube, ich werde wieder klauen.”

## 3. Startschwierigkeiten

Abgesehen von mir sind nicht viele Touristen unterwegs, im Hostel sind ein paar Welt- und Afrikareisende, natürlich auch aus Deutschland. Von den Live-Konzerten mit vielen Menschen auf der Rooftop-Bar, wie ich sie auf den Fotos des Hostels gesehen habe, keine Spur. Kein Wunder, denke ich. Auch ich hatte so meine Zweifel, nach Uganda zu kommen. Einen Tag, nachdem ich meinen Flug gebucht habe, sind die Suchergebnisse für Uganda erstaunlich hoch. Der Grund: ein Ebola-Ausbruch. Bisher seien zwei Distrikte unter Lockdown, vereinzelte Fälle gäbe es auch woanders. Auch in der Hauptstadt Kampala. Mit Malaria oder Covid-19 hatte ich gerechnet, vorgesorgt mit Medikamenten und auch ein paar Tage Flachliegen eingeplant. Die Sterberate des ausgebrochenen Ebola-Virus beträgt knapp 50 Prozent. Im Land selbst merke ich kaum etwas davon. Am Flughafen ein Schild mit Bekämpfungsmaßnahmen gegen Ebola, manche Menschen tragen Masken, im Radio Gespräche mit Ärzten. Die Bevölkerung spricht nicht einmal darüber. “Ist nicht so schlimm wie letztes Mal”, sagen manche. “Da sind sie gestorben wie die Fliegen.” Oder: “Es gibt viel schlimmere Sachen.” So bleibt mir in den ersten Wochen ein mulmiges Gefühl, zum Glück ist der Ausbruch offiziell relativ schnell unter Kontrolle.

Ein Teil meiner Recherche ist die Beschaffung von Erlaubnissen. Zuständig für die Geflüchteten in Uganda ist das Büro des Premierministers. Weil ich schnell feststelle, dass E-Mails so gut wie keine Wirkung in Uganda zeigen, fahre ich persönlich zum Büro. Mein erster Versuch, eine Genehmigung für verschiedene Geflüchtetencamps zu bekommen, scheitert gnadenlos. Der Security-Mann versichert mir, dass das Büro wegen des Ebola-Ausbruchs geschlossen ist. Zwei Stunden später, als ich schon längst durch die ganze Hauptstadt gefahren bin, kriege ich einen Rückruf: „Natürlich sind wir da“. Also wieder mit dem Boda-Boda, dem Moto-Taxi, das hier fast alle nutzen und starke Nerven braucht, zurück. Aber auch im Büro selbst wird es nicht einfacher. “Wo ist Ihr offizielles Schreiben?”, “Wo ist Ihr letter of intent?”, “An welchem Tag wollen Sie in welches Camp?”. Auch Versuche, bei den Büros von Hilfsorganisationen in Kampala an Kontakte zu kommen, verlaufen oft im Sand. Beim UNHCR beispielsweise. Zu groß ist gerade die Sorge vor Ebola, keine Zeit für Fragen.

Am selben Abend treffe ich eine ägyptische Journalistin, die seit einem Jahr in Uganda arbeitet und mir erklärt, wie das Arbeiten hier läuft. Zwei Tage später habe ich alle Unterlagen in einem Coffee-Shop ausgedruckt, bestehe auf einem Gespräch und bekomme dann auch die Zusage. Leider sind afrikanische Zeiteinheiten aber anders als europäische. Statt meine Genehmigungen, die nur in Papierform gültig zu sein scheinen, zwei Tage später zu bekommen, kriege ich einen Anruf: Mitte nächster Woche sollte das klappen. Ich bin mittlerweile seit zehn Tagen in Kampala und merke: Ich stecke fest.

## 4. Die Flüchtlingspolitik Ugandas

Die Geflüchtetenpolitik in Uganda ist einzigartig. International wird sie als Vorbild angesehen, als fortschrittlich. Papst Franziskus lobte die “herausragende Sorge des Landes um die Aufnahme von Flüchtlingen.” Stand Ende 2021 hat Uganda die meisten Geflüchteten in ganz Afrika aufgenommen, weltweit am drittmeisten: mehr als 1,5 Millionen Menschen. Nur in der Türkei und in Kolumbien leben mehr Geflüchtete. Deutschland steht auf Platz fünf.

Uganda ist eines der ärmsten Länder der Welt, umgeben von noch ärmeren Ländern. Ein Land, in dem die Menschen von Leid, Traumata und Armut betroffen sind. Während in Europa und Deutschland viel, lange und teilweise menschenverachtend über die Aufnahme von Menschen diskutiert wurde und wird, ist die Politik Ugandas klar formuliert: Jeder ist herzlich willkommen. Jeder Geflüchtete Mensch hat das Recht auf Arbeit und Freizügigkeit: Die Menschen sind keine Last, sondern ein Gewinn für den Staat. Wirtschaftliche Akteure, die ihren Beitrag an den Staat leisten. Während die Geflüchteten in vielen Aufnahmeländern wie beispielsweise Deutschland, aber auch Nachbarländern wie Kenia, gezwungen sind, in Lagern zu leben und sich nur in bestimmten Bereichen aufhalten dürfen, die ihnen nur eingeschränkte Möglichkeiten, soziale sowie ökonomische Rechte geben, werden die Menschen in Uganda als gleichwertige Teile der Gesellschaft angesehen. Sie dürfen überall hin, sich frei bewegen. Eigene Geschäfte treiben. Das Ziel: ein selbstbestimmtes Leben.

Schon seit langer Zeit nimmt Uganda Flüchtlinge auf. In den frühen 1940er-Jahren kamen Polen, die vor den Nazis geflüchtet sind. Das Nakivale Geflüchteten-Camp, errichtet 1959 im Südwesten Ugandas, ist das älteste Camp Afrikas. Viele Jahrzehnte lang kamen immer wieder große Gruppen von Menschen, um Unterkunft in Uganda zu suchen. Mittel- und Ostafrika haben weltweit eines der höchsten Potenziale für Konflikte. Rund um Uganda gab es in den vergangenen Jahrzehnten Kriege, Tote und Geflüchtete. Ob der Genozid in Ruanda 1994, Rebellenkonflikte im Kongo oder Bürgerkrieg im Südsudan - von überall strömen Zufluchtsuchende nach Uganda. Selbst 2.000 Flüchtlinge aus Afghanistan hat Uganda 2021 auf Bitten der Vereinigten Staaten aufgenommen. Uganda ist ein Land, in dem selbst jahrelang ein Bürgerkrieg herrschte und mit Idi Amin einer der gewalttätigsten Diktatoren der Geschichte an der Macht war.

Zwischen dem Papier und der Realität gibt es oft große Unterschiede. Das Ziel dieser Recherche ist es, einen Status Quo herauszufiltern. Um einen Überblick über die Politik und die Situation zu bekommen, Erfahrungen aus erster Hand, spreche ich mit Mary. Wir verabreden uns über Skype, weil sie aktuell in Genf ist. Sie ist selbst in der Nähe eines Geflüchtetencamps in Masindi, Uganda, aufgewachsen, hat später die Organisation Global Refugee Initiatives (GRI) mitgegründet und lebt jetzt in Europa. Sie erzählt mir viel, das ich schon durch Internetrecherchen weiß. Dass Ugandas Politik jeden Willkommen heißt. Dass die Gesetze international anerkannt sind. Dass die afrikanische Kultur viele Gemeinsamkeiten hat und deshalb keine großen Unterschiede zwischen den Menschen gemacht werden. Doch auch sie weiß, dass es in den Camps Probleme gibt. Sie setzt sich für mehr Aufmerksamkeit ein, auch in den benachbarten Orten. Seit 2016 gibt es eine Strategie, die Auseinandersetzungen und schlechte Stimmung bei den Ugandern verhindern soll. Die Communities unmittelbar bei den Geflüchtetencamps bekommen 30 Prozent der Hilfsgelder, die die Geflüchteten bekommen. So profitieren alle. Einen Plan, die Politik zu ändern, gebe es laut Mary nicht.

Mary ist selbst Immigrantin in Europa. Sie erzählt, was ich schon längst weiß. Wie schwierig ihr Weg war. Die vielen Vorurteile gegen sie, die Probleme mit Papieren, dem Visum. Die schlechte Behandlung, sowohl in Großbritannien, den Niederlanden, Frankreich und der Schweiz. Genauso gut hätte hier Deutschland stehen können. “Du bist am Ende abhängig von einzelnen Menschen”, sagt Mary. Uganda dagegen sei direkt bei der Aufnahme für die Menschen da. Doch die Flüchtlingsströme nehmen zu, die Ressourcen werden knapper. Irgendwann könnte auch Uganda überfordert sein. Während der Corona-Pandemie sind viele Herausforderungen ans Licht getreten. Wie sieht die Situation also tatsächlich aus? Ist Uganda wirklich das Flüchtlingsparadies, als das es oft bezeichnet wird? Kommt das Land irgendwann an seine Grenzen? Wie zukunftssicher ist Uganda überhaupt? Und warum macht Uganda das alles eigentlich?

## 5. Der Westen

Ich habe mich entschieden: Ich kann einfach nicht mehr bis nächste Woche warten und rumsitzen. Ich will endlich “ins Feld”. Am Samstag um 7 Uhr morgens mache ich mich also auf den Weg Richtung Kampala-Bus-Park. Ich habe vergessen, wie unangenehm es ist, mit großem Backpack zu reisen. Schon bevor ich am Bus-Park ankomme, werde ich von links und rechts angeschrien, Männer versuchen mit dem Boda-Boda Schritt zu halten, um mich von ihrem einzigwahren Busunternehmen zu überzeugen. Hände reißen an meinen Armen, nach wenigen Sekunden bin ich von einer großen Menschentraube umgeben. Die Hostel-Leitung hat mir Jaguar Coaches empfohlen. Etwas teurer, dafür komfortabler und schneller. Wo das Terminal ist, kann mir natürlich niemand sagen. Dafür versuchen sich die Männer gegenseitig zu unterbieten, beschimpfen sich als Lügner. 40.000 Ugandische Schilling, weniger geht wirklich nicht. Bevor ich mich nochmal umschauen kann, stehe ich schon vor dem Buseingang, bestehe auf dem vorgeschlagenen Preis und darauf, dass ich meinen Backpack mit in den Bus nehmen darf.

Also sitze ich im Bismarkan Coach, der bis auf den letzten Sitz gefüllt ist. Mein Sitznachbar erzählt mir, dass er schon seit drei Stunden im Bus sitzt, die Abfahrt war eigentlich für 5 Uhr geplant. Um 9 Uhr machen wir uns dann endlich auf den Weg, ein Priester unterhält uns in der ersten Stunde mit lugandischen Weihgesängen. Nach knapp zehn Stunden und einem geplatzten Reifen kommen wir im Westen an. Das wird nicht die schlimmste Fahrt meines Aufenthalts sein.

## 5.2 Godfrey und die Politik

Der Westen ist deutlich reicher als der Osten und der Norden Ugandas. Präsident Yoweri Museveni kommt von hier, deshalb wird hier auch mehr investiert. Abgesehen davon ist der Westen gesegnet mit Natur. Grüne Hügel, Regenwald-artige Bäume, natürlich auch Löwen, Elefanten und Affen. Im Westen sind die Rwenzori-Berge, Afrikas zweithöchstes Gebirge, Nationalparks, Gorillas. Und die Grenze zum Kongo - mein erstes Ziel.

Über zwei Ecken habe ich bereits in Deutschland Kontakt zu Godfrey aufgenommen, der seinen Master in Politik in Deutschland gemacht hat und jetzt ein College für Berufseinsteiger leitet. Als ich in Kasese ankomme, begrüßt er mich mit einer langen und festen Umarmung, danach sagt er: “Schön, dass du endlich da bist, Bruder. Trinken wir ein Bier.” Auf Deutsch, versteht sich.

Mit Godfrey unterhalte ich mich in den kommenden Tagen oft über Uganda, die Politik und auch die Flüchtlingssituation. Er erzählt mir, dass die meisten Geflüchteten über Kisoro, einer Stadt unmittelbar am Rande des Virunga-Gebirges im Südwesten Ugandas, kommen. Hier in Kasese sind sie eigentlich gar nicht in Kontakt mit den Geflüchteten, obwohl einige Familien in der Stadt auch Geflüchtete aufgenommen haben, die Menschen zum Krankenhaus kommen, das von der Caritas unterstützt wird. Die meisten Menschen, die über die Grenze kommen, werden direkt in die Camps geschickt, deshalb seien nur die anliegenden Orte betroffen.

Wenn man sich mit den Menschen in Uganda über die Zukunft unterhält, dann verdunkeln sich ihre sonst so herzlichen Mienen oft. “Viele Probleme kommen auf uns zu. Es wird mehr Schulabbrüche geben, die Firmen werden deshalb zusammenbrechen", erklärt Godfrey, nachdem die Schulen in Uganda wegen der Corona-Pandemie für zwei Jahre geschlossen waren. “Keine Bildung führt zu Arbeitslosigkeit und dementsprechend keinem Einkommen.” Tatsächlich wird die Generation, die während der Pandemie zur Schule gehen sollte, als verlorene Generation betitelt. Zwei Jahre keine Schule entscheiden hier über ein ganzes Leben. Das zeigt sich auch am Ebola-Ausbruch. Gerade in ländlicheren Gebieten wird die Krankheit als Zauberei abgetan. Die Schulen, die oft privat betrieben werden, fordern trotz der Ausfälle trotzdem die hohen Schulgebühren, die sich viele Eltern schon generell kaum leisten können.

Oft kann nur ein Kind der Familie zur Schule gehen. Durch die Schulschließungen während des Lockdowns sind auch schon morgens betrunkene Menschen in den Bars. Auch Kinder kämpfen mit Alkohol- und Drogenproblemen.

Godfrey wünscht sich einen strengeren Regierungsapparat. Während meiner Reise habe ich schnell festgestellt, dass viele festgeschrieben Regeln nur auf dem Papier gelten. Vom Straßenverkehr zu nächtlichen Feiern, die Ugander machen, was sie wollen. Falls die Polizei mal etwas bemerkt, kann man sich mit Geld freikaufen.

## 5.3 Über die Berge zur Caritas

Godfrey fordert mich dazu auf, mal zu den Rwenzori-Bergen zu fahren, die von Kasese aus schon zu sehen sind. Eine Nacht im Basis-Lager, um die mysteriöse Schönheit zu sehen. Der Mount Stanley ist der zweithöchste Berg Afrikas, dessen Gipfel wegen der breiten Wolkendecke nicht einmal zu sehen ist. Als ich vor dem Tor des Nationalparks ankomme, erklärt mir der Tour-Guide die Preisliste: 250 Dollar für eine Nacht. Selbst Godfrey ist überrascht über diesen Preis, ich entscheide mich dagegen und wandere auf eigene Faust in den umliegenden Hügeln auf der Suche nach einem Aussichtspunkt auf das Gebirge.

Nachdem mich ein lokaler Junge bemerkt, wie ich ziellos durch sein kleines Dorf laufe, führt er mich bis zu einem Aussichtspunkt, zeigt mir, wie hier der Kaffee angebaut wird, der später für viel Geld nach Europa exportiert wird und erklärt mir, dass die wackelige Holzbrücke, die über den Rwenzori-Fluss führt, seit drei Wochen steht. Normalerweise halten die nur ein paar Tage, bis die Strömung sie mitreißt. Zum Glück erzählt er mir das erst, nachdem wir die Brücke überquert haben.

Auf dem Rückweg der nächste Zufall: Weil ich meinen Boda-Fahrer vom Hinweg telefonisch nicht erreiche, frage ich im Café, in dem ich gerade einen lokalen Kaffee getrunken habe, ob jemand zurück nach Kasese fahren kann. Als ich ein paar Minuten später auf dem Boda-Boda sitze, entwickelt sich ein langes Gespräch zwischen mir und dem Fahrer, Junian. Er habe hier ein kleines Touristen-Büro, arbeitet außerdem mit Computern.

Als ich ihm von meiner Recherche erzähle, unterbricht er mich. “Hast Du es eilig?” - “Ich bringe Dich direkt zu Vater Anyasio, der leitet die Caritas in Kasese. Die kümmern sich auch um viele Geflüchteten-Angelegenheiten. Ich bin so etwas wie ein Kontaktmann.”

Eine halbe Stunde später sitze ich also im Büro des Fathers, er erzählt mir von der Situation der Geflüchteten in der Region. Später bietet er mir an, nach dem Wochenende mit ein paar Mitarbeitern selbst rauszufahren.

## 5.4 IDP

Schon morgens ist es brütend heiß, es hat nicht geregnet und die roten Sandpisten sind staubtrocken. An der Caritas-Zentrale erwartet mich bereits Anyasio und stellt mir das Team vor: Christine und Phenas sind Freiwillige bei der Caritas und begleiten mich heute, um die Kontaktpersonen ausfindig zu machen und zu übersetzen. Außerdem noch ein Fahrer und ein Pick-Up. Zum ersten Mal fahre ich mit einem angemessenen Gefährt durch Uganda, aber vor den vielen Schlaglöchern auf dem Weg ist niemand sicher.

Nur knapp 15 Minuten südlich von Kasese biegen wir auf einen kaum erkennbaren und eigentlich nicht zu überquerenden Feldweg ab. Vor uns, mitten auf einem Acker, befindet sich ein IDP-Camp. IDP = Internally Displaced Person, also Ugander, die aus ihrer Heimat umgesiedelt werden mussten. Einer der häufigsten Gründe in der Vergangenheit in Uganda sind Überflutungen nach starken Regenfällen. Zwischen 2008

und 2020 gab es mehr als 66 Naturkatastrophen, von denen 535.268 Menschen betroffen waren. Alleine 2018 mussten 150.000 Menschen wegen Überflutungen umgesiedelt werden.

Vom Camp aus hat man einen weitläufigen Blick auf den Queen Elizabeth Nationalpark, den jedes Jahr zahlreiche Touristen für Safaris besuchen. Nach einer Weile in der sengenden Hitze kommt Rehema Aryema Namale, die so etwas wie die Bürgermeisterin im Camp ist. In einem provisorisch gebauten Schulgebäude erzählt sie mir ihre Geschichte. “2020 mussten wir umziehen. Das Wasser kam aus dem Boden, die Häuser sind abgesackt.” Eigentlich sei geplant gewesen, für drei Monate in diesem Camp zu bleiben und dann einen neuen, besseren Platz zu finden.

Mittlerweile leben sie, 1.168 Menschen aus 160 Haushalten, seit zwei Jahren in diesem Camp. “Wir mussten die Häuser selber bauen”, erzählt Rehema. Die Unterkünfte bestehen meistens aus blauen UN-Planen, gestützt von ein paar Stöckern. Nur einzelne Gebäude haben Wellblechdächer und Wände aus Lehm. Rehema erzählt, dass sie während der Pandemie psychologische Hilfe von der ortsansässigen Caritas bekommen haben, aus Kasese kamen Essen und Seife. Insgesamt 55 Kilogramm an Hilfsgütern bekommt jeder Haushalt pro Vierteljahr. Durchgerechnet besteht jeder Haushalt aus mehr als sieben Menschen, das sind acht Kilogramm pro Person für ein Vierteljahr.

Wie sieht die Zukunft dieser Menschen, der Kinder aus? Welche Unterstützung kommt von der Regierung?

“Es gibt keine Unterstützung für Schulgebühren, keine Matratzen, keine Lehrer an den Schulen”, beklagt Rehema. In der Schule, in der wir sitzen, fehlt in der Decke eine große Metallstange, die das Dach zusammenhalten würde. Wenn es regnet, fällt die Schule aus. Sie ist eine der wenigen, die sich mit der Politik und der Regierung auseinandersetzt. Sie weiß auch um die Situation ausländischer Geflüchteter. “Wir sind alle Menschen, wir haben die gleichen Herausforderungen”, sagt sie. “Dann sollte auch die gleiche Politik gelten.”

Während die Flüchtlingspolitik Ugandas international als vorbildlich gepriesen wird, ist die Politik für IDPs dürftig. Laut eines Artikels von New Vision aus dem September 2020, sind mehr als 300.000 Menschen, die ihre Heimat verlassen mussten, noch immer ohne Zugang zu Essen, sauberem Wasser, Unterkünften oder medizinischer Versorgung.

Rehema führt mich durch das Camp. Einige Menschen haben sich inmitten der Maisfelder angesiedelt, nutzen sie als natürlichen Sichtschutz oder als Anbauflächen. Manche, so erzählt mir Rehema, gehen in die Stadt und suchen Arbeit.

Sie versteht die Regierung nicht: “Wir haben die Fähigkeiten, Seife herzustellen. Wir könnten nähen. Aber wir bekommen keine Materialien.” Keine Hilfe zur Selbsthilfe, keine Nachhaltigkeit. Dabei wird die Zahl der displaced people durch den Klimawandel weiter steigen.

## 5.5 Kongolesische Grenze

Wir fahren weiter zur kongolesischen Grenze, nach Bwema. Ich war bereits vor drei Tagen hier, um mir ein Bild von der Grenzsituation zu machen. Bwema ist das reine Chaos. Zweimal in der Woche ist Markt, dann kommen Kongolesen nach Uganda und Ugander in den Kongo. Die beiden Länder trennt nur ein Fluss und ein kleiner Grenzübergang an der Hauptstraße. Wenn man mit dem Auto in die Stadt fährt, fängt schon einen Kilometer vor dem Grenzübergang die Schlange der LKWs an, die hier teilweise tagelang auf das Passieren warten. Die Häuser auf der anderen Seite sehen genau gleich aus, sind aber bereits Kongo. Dahinter ragt das Virunga-Gebirge auf. Wir werden von einem befreundeten Kollegen von Father Anyasio empfangen, der uns in seine kühle Unterkunft führt und ugandisches Essen serviert. Matoke, Reis, Fisch für die anderen, Bohnen für mich, Grünzeug (Dodo) und ugandisches Brot, das in eine Sauce getunkt wird und an den Fingern klebt. Danach frische Wassermelone.

Gut genährt und wieder vollgetankt führt uns ein Mitarbeiter der Kirche zusammen mit einem einheimischen Kongolesen durch die Stadt in die Nähe der Grenze. Die Menschen sitzen vor ihren Unterkünften und suchen Schatten, während sie Früchte schälen. Die Mitarbeiter der Caritas erzählen mir auf dem Weg, dass viele Geflüchtete Verwandte in Uganda haben. Manche Gast-Familien wurden vom Bürgermeister des jeweiligen Ortes ausgewählt. Nicht immer freiwillig.

Teilweise sind Geflüchtete auch wieder zurückgekehrt, weil die Familien sie nicht willkommen hießen oder es Vorfälle gab.

Im Folgenden schildere ich die Geschichten von drei Frauen und zwei Kindern, die aus dem Kongo geflüchtet sind, und mir ihre Geschichte anvertraut haben. Die Mitarbeiter der Caritas haben für mich übersetzt. Oft hat es keiner Übersetzung bedurft.

Masika Kyalenga

Masika ist 2018 nach Uganda gekommen. In ihrer Heimat im Kongo hat sie sich mit ihrer Familie tagelang im Busch versteckt, dann kamen die Rebellen. Sie haben ihren Ehemann vor ihren Augen umgebracht, dann wurde sie vor den Augen ihrer Kinder von fünf Rebellen vergewaltigt. Zusammen mit ihren Kindern und ihrer schwangeren Schwester, die das gleiche Schicksal erlebt hat, rennen sie durch den Busch, weil jemand ihnen gesagt hat, dort hinten liege Kasindi, eine Stadt kurz vor der Grenze. Als sie in Uganda ankommt, trifft sie als erstes auf Soldaten, die sie über den Fluss geleiten, ihr Gepäck tragen und sie zur Kirche bringen. Dort bekommen sie etwas zu essen.

Mittlerweile hat sie nicht mehr genug Essen, nicht einmal für jeden Tag reicht es. Manchmal helfen Nachbarn, geben ihnen Bohnen. “Aber ich fühle mich okay”, sagt sie. In Uganda ist es zumindest sicher. Hier lebt sie inmitten einer kongolesischen Nachbarschaft, Freunde hat sie nicht. “Unterstützung von der Regierung habe ich noch nie bekommen”, sagt Masika.

Insgesamt leben sechs Menschen im Haus, die beiden Schwestern und vier Kinder. Das Kind ihrer Schwester ist bei der Geburt verstorben. Ich frage sie nach einiger Zeit, ob ich ein Foto machen darf. Mit ihrem kleinen Baby auf dem Arm und Tränen in den Augen schaut sie erst in die Kamera, dann weg.

Binja Annemaria

Ein paar Häuser weiter treffen wir Annemaria, die gerade mit ihren Kindern spielt. Ihr Mann war Journalist bei einem kongolesischen Radio. Eine Nachricht, die er sendete, gefiel bestimmten Leuten nicht. Unbekannte kommen, überfallen das Dorf, spritzen Bewohnern Säure in die Augen und entführen Annemarias Mann. Ob die Leute von der Regierung kamen oder von einer Rebellengruppe, das weiß Annemaria bis heute nicht. Ihr Mann kommt später frei und arbeitet weiter. Doch die Unbekannten kommen zurück und wollen dieses Mal die ganze Familie töten. In der Nacht schließen sie das Haus ab, überschütten es mit Benzin und zünden es an. Während das Haus in Flammen aufgeht, entkommt die Familie. Ihr Schwiegervater aber ist nicht mehr mobil genug. Er schafft es nicht.

2017 kommt die junge Familie in einem Geflüchtetencamp in Uganda an. Im Camp gibt es viele Herausforderungen. “Wir hatten nicht genügend zu essen, die Kinder sind krank geworden, wir waren nicht sicher”, erinnert sich Annemaria. Die Unbekannten aus dem Kongo verfolgen sie bis in das Camp, 2018 lauert einer ihrer ehemaligen Freunde ihrem Mann auf und will ihn mit dem Motorrad überfahren. “Wir finden dich”, sagt der Mann. Die Familie zieht weiter und kommt schließlich in Bwema an. “Das Überleben ist schwer. Es gibt keine Medizin, keine Unterstützung von irgendwem”, sagt Annemaria. “Aber wir fühlen uns sicher.”

## Demokratische Republik Kongo

Die Demokratische Republik Kongo ist der zweitgrößte Staat Afrikas, hat die viertmeisten Einwohner. Als souveränes, zusammengehöriges Staatsgebilde kann man die DR Kongo aber nicht mehr bezeichnen. Schon seit der belgischen, schrecklichen Kolonialherrschaft 1885, leben die Menschen in Leid und unter Gewalt. Zahlreiche innenpolitische Konflikte, Bürgerkriege und der “afrikanische Weltkrieg” stehen einem Friedensabkommen von 2002 gegenüber. Friedlich ist das Land nicht. Bis heute kommt es regelmäßig zu menschenverachtenden Verbrechen. Auch während meines Aufenthalts in Uganda sind Rebellen im Osten der DR Kongo aktiv. Während wir im Auto sitzen, fliegen drei Helikopter über unsere Köpfe hinweg. Der Flughafen Kasese dient als Stützpunkt für kongolesische Truppen. Ich frage einige Kontakte, wie eine Überquerung der Grenze, ein Visum aussieht. Ausnahmslos alle warnen mich vor einer Einreise in den Kongo, es sei zu gefährlich. Von einer kanadischen Freundin, die ich auf der Reise getroffen habe und die in den Kongo gereist ist, höre ich später, dass es chaotisch ist. Nach nur wenigen Tagen ist sie wieder zurückgekehrt.

## Nyota Monica

Etwas weiter im Stadtkern lebt Monica mit ihren vier Enkeln. Die Rebellen haben fünf ihrer Familienmitglieder getötet, auch die Frau ihres Sohnes. Als die Situation immer schlimmer wird, entscheidet sie sich zur Flucht nach Uganda. Ihr Mann ist auf natürliche Weise gestorben, alle anderen wurden von den Rebellen abgeschlachtet.

Jemand sagt ihr, sie soll nach Bwera gehen. “Dort kriegt man manchmal Hilfe von Kongolesen an der Grenze”, erklärt Monica.

„Einen salzigen Fisch oder so.” Ohne die Hilfe von Nachbarn könnte die Familie nicht überleben. Unterstützung von der Regierung erhält auch sie nicht. “Ugander sind gute Menschen. Manchmal fühlen sich die Nachbarn schlecht, dann dürfen wir etwas aus deren Gärten pflücken”, sagt Monica. Sie lebt davon, dass andere ihr zu Essen geben. “Wir überleben nur durch Gott.”

## Loic und Love

Ein Haus weiter sitzen mir plötzlich Loic und Love gegenüber. Keine zehn Jahre alt, doch ihre Gesichtszüge von so viel Leid geprägt, das nicht in Worte zu fassen ist. Ihre Eltern werden 2020 getötet. Sie flüchten zu ihrem Onkel, aber auch der wird später ermordet. Alleine kommen sie über die Grenzen, in ihren Schuluniformen auf einem Boda-Boda. Als Schüler werden sie reingelassen. So zynisch es sich anhört, sie haben noch Glück: Ihre Tante lebt in Bwera und hat sie zu sich genommen, Hochzeiten zwischen Ugandern und Kongolesen in dieser Region sind keine Seltenheit. Hier bekommen sie Essen und die Schulgebühren bezahlt. Jeden Tag überqueren sie die Grenze, um zur Schule im Kongo zu gehen. “Wir fühlen uns willkommen.”

Nach unserem Gespräch ziehen sie zusammen mit Mika, ihrem Cousin, davon. Christine von der Caritas fragt mich, ob ich alles zusammen hätte. Ich frage mich, wie die Menschen hier so viel Lebensfreude versprühen können. Wie viele Menschen ähnliche Geschichten zu erzählen haben.

## 5.6 Alleine in Fort Portal

Ich fahre mit den Geschichten der Geflüchteten im Kopf weiter nach Fort Portal, eine Stadt nördlich von Kasese, die für ihren Tourismus und den Regen bekannt ist. Ich will hier Danny treffen. In Kampala habe ich ein deutsches Paar im Hostel kennengelernt, die mit dem Fahrrad durch Afrika fahren. Gestartet in Kenia wollen sie bis nach Südafrika. Als ich in Kasese bin, schicken sie mir eine WhatsApp-Nachricht: ‘Du hast uns doch von deiner Recherche erzählt. Wir haben in Fort Portal Danny getroffen, der sich auch dafür interessiert, Kontakte zu einem Geflüchtetencamp hat und dir gerne helfen würde. Kannst auch bei ihm pennen. ’
Also nehme ich Kontakt mit Danny auf, er möchte mich gerne in Fort Portal willkommen heißen, eine Couch bei ihm wäre frei. Als ich in der Stadt ankomme, ist aber niemand da. Danny lässt sich auch per Telefon nicht erreichen. Es fängt an zu regnen und ein Gewitter zieht auf. Ich verbringe fast den ganzen Tag in einem Café, ohne etwas von Danny zu hören. Als es schon fast dunkel ist, suche ich mir ein Hostel. Auch hier von Touristen weit und breit keine Spur. Kurz vor dem Schlafengehen ploppt eine Nachricht auf meinem Handy auf:

- ‘Have you arrived? ’
- ‘Yes’
- ‘Cool. I am in Kampala till next week’

Während ich so viel Glück mit Zufällen habe, nervt mich mal wieder die afrikanische Unzuverlässigkeit, die ich auch schon von der Regierung zu spüren bekommen habe. Es scheint, als sollte mir der Zutritt zu einem Geflüchtetencamp verwehrt werden. Am nächsten Tag aber ruft mich Danny zu meiner Überraschung an. Er hat einen Kontakt für mich ausfindig gemacht, der mich in Kyaka II, einem Geflüchtetencamp zwischen Fort Portal und Kampala, in Empfang nehmen soll.

## 5.7 Im Flüchtlingscamp

Zwei Tage später steht der Kontakt und ich sitze im Bus Richtung Hauptstadt. Nach drei Stunden Fahrt komme ich in Kyegegwa an, die Stadt zum gleichnamigen Distrikt. Google Maps zeigt mir, dass ich noch fünf Minuten vom “Eingang” des Geflüchtetencamps Kyaka II entfernt bin. Ich frage einen Boda-Fahrer, der 10.000 Schilling will. Selbst ich weiß mittlerweile, dass das viel zu viel ist. Ich versuche zu verhandeln, aber er bleibt standhaft, geht maximal auf 8.000 runter. “Das ist eine halbe Stunde entfernt”, will er mir weismachen. Ich bin schlauer, ich habe Google Maps. Ich laufe stattdessen, einen Kilometer schaffe ich auch mit meinem großen Backpack. Als ich an der Markierung ankomme, steht dort mitten in einem Feld ein kleines Häuschen. Ich platze gerade durch das Tor, als ein Mann Wäsche aufhängt. Schon bevor ich ihn frage, weiß ich, dass das hier nicht Kyaka II ist. Nach längerem Suchen bei Google Maps, Gesprächen mit meiner Kontaktperson im Camp und weiteren Boda-Fahrern bin ich nach einer halben Stunde Fahrt später dann tatsächlich da. Letztendlich habe ich 7.000 Schilling bezahlt, knapp zwei Euro.

Das Camp ist als solches eigentlich nicht zu erkennen, unterscheidet sich nicht von anderen ugandischen Örtchen und Städten. Eine lange Straße aus Staub, an der viele kleine Läden stehen, Straßenverkäufer, Boda-Fahrer. Biegt man auf eine der Querstraßen, sind da nur noch Wohnhäuser. Ich treffe Edith, meine Kontaktperson. Sie ist selber aus dem Kongo geflüchtet und arbeitet freiwillig als Übersetzerin für verschiedene ansässige NGOs. Sie erzählt mir, dass dieser Ort viel cooler ist als die anderen. Seit die Kongolesen da sind, ist hier oft Party. Die anderen Orte sind abends langweilig. Sie führt mich zu einem kleinen Kiosk, in dessen Hinterhof Edger von der Organisation Finn Church wartet. Es ist gerade 13 Uhr, da bringt jemand schon zwei große Biere vorbei. Mit Edger spreche ich über das Leben, die Herausforderungen und die Zukunft dieses Camps.

Er erklärt mir die grundsätzliche Geflüchtetenpolitik Ugandas. Dass jeder ein Stück Land bekommt, Unterstützung bei der Errichtung von Unterkünften, die Freiheit, seinen Platz zum Leben auszuwählen. Dass die Geflüchteten frei sind, wo immer sie hingehen, solange sie ihre Geflüchteten-ID bei sich haben. “Du bist wie ein Ugander, außer dass du nicht wählen kannst”, sagt er. “Du kannst Business machen, Besitz anhäufen, machen, was du willst.” Er überlegt, dann gibt er zu: “Gut, die Möglichkeiten im Camp

sind vielleicht limitiert. Manche, die hochgebildet sind, bekommen keine Jobs. Weil sie die Sprache nicht sprechen oder weil manche Jobs Ugandern vorbehalten sind."

Probleme zwischen den Geflüchteten und den Einheimischen gäbe es aber nicht. Seit er 2019 bei Finn Church angefangen hat, hat er von keinem Zwischenfall gehört. Früher hat es das öfter gegeben, aber die Politik hat eine Regel eingeführt, mit der die gastgebenden Communities einen Teil der Unterstützung bekommen, 30 Prozent. So profitieren sie selbst von den Geflüchteten. Während des Gesprächs merke ich, dass er zögert, bestimmte Dinge anzusprechen. Probleme, die gerade während des Lockdowns aufgetreten sind. Dass nicht alles so gut ist, wie es nach außen hin scheint. Erst später, sei es das zweite Bier oder meine Fragen, erzählt er mir davon.

"Als die Pandemie kam, wurden die Schulen geschlossen. Menschen haben ihre Unterkünfte verloren, Märkte wurden geschlossen, es gab viel Unsicherheit", fängt er an. "Der Hunger treibt dich zu allen möglichen Dingen." Er selbst hat während der ersten sechs Monate des Lockdowns nicht einmal seine Kinder sehen können. "Um sieben Uhr mussten alle zu Hause sein. Früher hat es auch etwas gedauert, bis man seine Essensration in der langen Schlange bekommen hat, jetzt hat es fast eine Woche gedauert." Der Lockdown hat das ganze Land hart getroffen. Ein Jahr lang war das Land abgeriegelt, Menschen haben ihre Arbeit verloren, hatten kein Essen, konnten teilweise nicht einmal die Früchte aus ihren Gärten ernten. Auch jetzt noch sind die Auswirkungen deutlich zu spüren. Seit des Lockdowns herrscht Inflation, in den Camps gibt es immer noch Unsicherheiten bei den Essensrationen. Weil die Schulen geschlossen wurden, gab es vermehrt Schwangerschaften bei Teenagern. Die sexuelle und häusliche Gewalt ist angestiegen.

Um Kontakte zu vermeiden, hat die Regierung teilweise Digitalisierungs-Versuche gestartet. Aus gesundheitlichen Gründen eine gute Idee, nur waren viele Prozesse mit Kosten verbunden. Wegen Gebühren bekamen Geflüchtete statt 20.000 Schilling nur noch 17.000 Schilling. "3.000 Schilling sind für Geflüchtete viel Geld", sagt Edger. Das Geld ist ohnehin schon zu wenig, um sich, geschweige denn eine ganze Familie zu versorgen. "Es ist nichts. Könntest du von drei Dollar in einem Monat überleben?" Schon alleine das Bier, das auf dem Tisch steht, kostet zwei Dollar. Auch die Geburtenrate sieht er als großes Problem an. "Manche denken, dass sie mit einem größeren Haushalt mehr Geld bekommen." Uganda kämpft generell mit einer hohen

Geburtenrate: 4,69 Geburten pro Frau. Uganda gehört zu den jüngsten Ländern der Welt, das Durchschnittsalter beträgt 16,1 Jahre.

Edger weiß um die Probleme der Geflüchteten. Vielleicht steckt hier aber auch das Geheimnis der Offenen Geflüchtetenpolitik: Die Ugander teilen dieselben Herausforderungen. “Wir verstehen, wodurch die Menschen gehen. Es gibt keinen Grund, zu diskriminieren. Wir haben dieselben Probleme und atmen dieselbe Luft.” Edger hofft, dass die monatlichen Zahlungen ansteigen. Die offene Politik findet er grundsätzlich richtig, natürlich sieht er aber auch Raum für Verbesserungen. “Es gibt ein paar Regeln und Richtlinien, die zu streng ausgelegt werden. Lass uns von Fall zu Fall schauen und nicht absolut regieren.”

Ein lokaler Politiker gesellt sich zu unserem Gespräch dazu. Die Gemeinden in den Camps wählen eine Person aus, die als Sprecher für sie dient. Die Menschen können zu ihm gehen und ihre Bitten stellen. Einmal im Halbjahr kommen die Sprecher aller Gemeinden zusammen und diskutieren über verschiedene Probleme. Auch bis in

höhere Kreise werden die Probleme getragen, wenn sie auf unterer Ebene nicht gelöst werden können. Laut ihm ist alles gut.

Nach unserem Gespräch führen mich Edith und Edger durch einen Hinterausgang einen Feldweg hinauf zu einem Aussichtspunkt. Ein großer, fast flacher Felsen, von dem man kilometerweit in jede Richtung blicken kann. “Das alles ist Kyaka II”, erklärt mir Edith. Es ist riesig. Auch von hier oben ist es nicht von einer normalen Gemeinde zu unterscheiden. Ich hatte mit Zäunen gerechnet, vielen blauen Zelten, Security. Eigentlich zeugen nur die Schilder der Hilfsorganisationen davon, dass hier Geflüchtete leben.

Edith führt mich später weiter durch das Camp. Ab und zu blitzen blaue UN-Planen auf.
Sie selbst lebt mit fünf Nichten und Neffen in einem Haus.

Sie ist so etwas wie die allmächtige Mama, die für alle sorgt. Schon seit sie ein Teenager ist. Als sie in das Camp gekommen ist, haben Leute sie gefragt, wie sie das schaffen will. Während sie für alle sorgt, übersetzt sie auch noch freiwillig für NGOs. Sie zeigt mir ihr Haus, ein richtiger Bau aus Beton, drei Zimmer, ein Garten und eine Außentoilette. “Habe ich erobert”, sagt sie. Hier im Camp gibt es so etwas wie eine Rangordnung. Wer am längsten da ist, hat Vorrecht auf die besseren Unterkünfte.

Ihr altes Haus hat sie mit einem großen Vorhängeschloss versehen, weil sie noch nicht genau weiß, was sie damit machen kann. Als wir in ihrem Zimmer sind und uns unterhalten, fängt sie an zu weinen. Ihre Hülle als unbesiegbare Frau bricht, die Last auf ihren Schultern erdrückt sie hier zu Hause. “Das Leben ist so hart.” All ihre Träume hat sie aufgegeben, um für alle anderen da zu sein. Sie zeichnet ein etwas anderes Bild als Edger. „Geflüchtete erfahren Diskriminierung. Es gibt Kinderarbeit in den anliegenden Communities. Es gibt Tribalismus, ihre eigenen Stämme werden zuerst unterstützt. Die Sprachbarrieren. Möglichkeiten werden immer zuerst an Ugander vergeben.“ – „Die Essensrationen wurden gekürzt, die Menschen verhungern hier. Die Hygienemaßnahmen sind schlecht, die Leute werden krank.“

Später gehen wir mit einer ihrer Freundinnen zum Markt. Während ich durch das Camp laufe, wollen alle, dass ich sie grüße. Sobald ich das tue, lächeln sie. Auch der Markt gehört zum Camp, auch der Markt sieht aus wie jeder andere in Uganda. Edith lässt es sich nicht nehmen, abends für die Kinder und mich zu kochen. Gegen sieben Uhr fällt der Strom aus, ich helfe mit meiner Handy-Taschenlampe aus.

Weil die Busse nicht mehr fahren, gewähren sie mir Unterkunft. Am nächsten Morgen stapfe ich noch im Morgengrauen durch das jetzt ruhige Camp zum Taxi-Stand und fahre mit einem Matatu in die Hauptstadt. Der Strom ist noch nicht wieder da.

## 6. Ruanda

Im Hostel in Kampala lerne ich Severin kennen, einen Reisenden aus der Schweiz. Später auf der Reise sind wir zufällig in der gleichen Gegend im Südwesten von Uganda. Severin ist auf dem Weg nach Ruanda, ich eigentlich in die entgegengesetzte Richtung. Bis ich überlege: Warum eigentlich nicht nach Ruanda? Immerhin ein Land, aus dem zahlreiche Geflüchtete nach Uganda gekommen sind. Dort könnte ich die Geschichte in den Museen der Hauptstadt Kigalis sehen, die Beziehung zwischen beiden Ländern, die kulturellen Unterschiede. Während ich in Ruanda einfach ein Visum an der Grenze kaufen kann, sind Einreisen in den Kongo und den Südsudan mit vielen Unsicherheiten verbunden.

Ein paar Tage später überqueren wir die Grenze. Sobald wir in Ruanda sind, sind die Straßen perfekt asphaltiert, überall fahren Menschen mit Fahrrädern rum. Bis auf die Landschaft ist das hier eine andere Welt. Noch deutlicher wird der Unterschied in der

Hauptstadt Kigali. Eine westliche Stadt mit richtigen Straßen, modernen Gebäuden, Cafés, Fitnessstudios und Universitäten. Natürlich gibt es die in Kampala auch, aber auch die Atmosphäre hier ist anders. Ruhiger, distanzierter, westlicher. Ich treffe Christelle, eine Studentin aus Ruanda, und ihre Freundin Nina, die halb Uganderin, halb Ruanderin ist. Auch sie erzählen mir, dass zwischen Ruanda und Uganda ein Unterschied wie Tag und Nacht herrscht. Ugander sind verrückt, lebensfroh, offen.

Ruander eher verschlossen, auch noch vom Völkermord 1994 gezeichnet. Während in Kampala an jedem Abend an jeder Ecke etwas los ist, müssen wir an einem Samstagabend verschiedene Orte absuchen, bis wir den einen Spot gefunden haben, an dem sich die jungen Menschen herumtreiben.

Auch die Geflüchteten-Politik Ruandas ist grundverschieden zu der Ugandas. Tatsächlich hat das Land, das deutlich kleiner ist als Uganda, in den vergangenen Jahren viele Menschen aufgenommen.

Einige davon sollen allerdings unter fragwürdigen Bedingungen willkommen geheißen worden sein. 2013 haben Israel und Ruanda heimlich einen Vertrag geschlossen, um eritreische und sudanesische Geflüchtete ins Land zu bringen. Ruanda soll dem Abkommen eher kritisch gegenübergestanden haben. Eritreische Migranten gaben gegenüber der Universität Oxford an, man habe ihnen bei der Ankunft ihre Pässe weggenommen und sie seien in bewachte Hotels gesperrt worden. Auch die israelische Tageszeitung “Haaretz” berichtete darüber, dass ruandische Behörden den Geflüchteten Aufenthaltsrecht verweigert hätten. Mittlerweile hat sich das Land bereit erklärt, Geflüchtete aus libyschen Gefängnissen aufzunehmen. Großbritannien will Ruanda als Ablageplatz für illegal Eingereiste nutzen, bezahlt dafür 160 Millionen Dollar. An dem Deal gab es international und auch innerhalb Ruandas große Kritik. Als ich diesen Bericht schreibe, hat der Ruandische Präsident Paul Kagame gedroht, einen Aufnahmestopp für Flüchtlinge aus der Demokratischen Republik Kongo zu verhängen. Laut den Vereinten Nationen unterstützt Ruanda die Miliz 23, die seit einem Jahr im Kongo wütet. Die Beziehung zwischen Ruanda und Kongo ist seit Monaten angespannt. Noch im Sommer hat der Ruandische Außenminister, Dr. Vincent Biruta, gesagt, dass Flüchtlinge aus den Nachbarstaaten Ruandas nicht willkommen sind.

Dabei sind aus Ruanda selbst viele Menschen geflohen, vor allem zur Zeit des Genozids. Laut UNHCR leben aktuell 26.000 Ruandische Flüchtlinge in Uganda. Eine von ihnen ist Olivia Atugonza. Ihre Mutter kam als Flüchtling nach Uganda, sie selbst wurde in einem Flüchtlingscamp im Südwesten geboren. Mittlerweile lebt sie in Kampala. Sie erzählt von ihren Erfahrungen und den Bedingungen im Camp, beschreibt die Situation als kritisch. “Weil so viele Flüchtlinge kommen, ist der Kampf um alles im Camp groß”, sagt Olivia. “Es ist schwierig, Essen zu bekommen. Es gibt viel Gewalt, häusliche Gewalt, viele Frauen werden vergewaltigt.” Auch sie selbst hat diese Erfahrung machen müssen. Zwar wurde sie von den Ugandern aufgenommen, aber trotzdem als Flüchtling behandelt. “Die Ugander kaufen im Zweifel immer lieber bei Ugandern, wir werden nicht gleichbehandelt.”

## 7. Der Planungsfehler

Ich bin noch 10 Tage in Uganda. Die nächste Woche habe ich eingeplant, um in den Norden zu fahren und dort Gebrauch von meinen Genehmigungen zu machen, in die beiden Geflüchtetencamps Bidi Bidi, eines der größten Camps der Welt, und Palabek, eines der neuesten Ugandas, zu gehen. Dort in Kontakt mit den sudanesischen Menschen kommen, die vor allem im Norden, nah an der Grenze, leben. Aktuell bin ich im Osten in einem Waisenhaus. Ein Verein aus Coesfeld, wo ich geboren bin, unterstützt dort im Distrikt Kumi das Waisenhaus St. Charles Borromeo. Levi, sowas wie der Kontaktmann des Waisenhauses, in dem ich gerade bin, schmiedet einen Plan mit mir. Zusammen mit ihm, Mercy, die aus Kitgum im Norden kommt, und dem Auto fahren wir in zwei Tagen los. Dann hätten wir genau eine Woche für die Recherche.

In der Zwischenzeit habe ich viel Platz für Gespräche mit den Menschen hier. Der Osten ist sehr arm, gezeichnet von den langen Rebellenkonflikten. Viele Menschen hier sind aus dem Norden geflohen. Auch Mercy, die als Kind von den Rebellen aufgenommen wurde. Sie ist nie zur Schule gegangen, hat aber durch den Gründer des Waisenhauses, Father Charles, jetzt eine Zukunft. Mercy ist ein herzensguter Mensch. Auch die anderen im Waisenhaus erzählen mir viel über die Politik Ugandas, ihre Frustration. Den anstehenden Sommer, der wieder eine Herausforderung wird. Das Essen wird immer knapper.

Levi ist mit dem Auto in Kampala und sagt mir, es müssten noch zwei kleine Reparaturen vorgenommen werden. Vielleicht verzögert sich die Abfahrt um ein, zwei Tage. Mittlerweile bin ich das gewohnt, aber auch fünf Tage im Norden würden reichen, denke ich mir. Nach dem Wochenende ruft Levi erneut an: Ich fahre heute zur Werkstatt, dann bin ich morgen früh direkt da und wir können los. Am nächsten Morgen ist Levi nicht da, stattdessen kommt er am Donnerstag. Mittlerweile bleiben mir nur noch knapp zwei Tage. Weil Levi nach der langen Fahrt müde ist und ich ihn nicht direkt wieder auf einen zehnstündigen Trip ansetzen will, lasse ich ihn erstmal ausruhen. Später sage ich ihnen, dass sich die Reise jetzt nicht mehr lohnt. Während ich einerseits enttäuscht bin, weil mir so ein Teil meiner Recherche fehlt und ich gerne in den Norden gefahren wäre, spricht andererseits fast alles dagegen. Eine Nacht Recherche in einem der beiden Camps, um am nächsten Tag mehr als 15 Stunden wieder zurückzufahren. Ich beschränke mich stattdessen darauf, mit Menschen vor Ort über das Telefon zu sprechen.

## 7.2 Schwierige Situation Südsudan

Die Situation in den Camps ist im Norden ähnlich wie im Westen. Die Umstände sind anders, härter. Es ist trockener, heißer, weniger fruchtbarer Boden. Mehr als die Hälfte aller Südsudanesischen Geflüchteten lebt in Uganda. Über Telefon spreche ich mit Onen Joseph. Er hat vier Jahre lang für die Lutheran World Federation im Palabek- Settlement gearbeitet. Das Camp liegt im Nordosten Ugandas, wurde 2016 gegründet und ist damit eines der neuesten Camps des Landes.

„Das größte Problem ist das Essen.“ Gerade während der Pandemie wurden Rationen gekürzt, Familien mit 15 Mitgliedern hätten nur noch Rationen für vier Menschen bekommen. „Die Südsudanesen kamen hauptsächlich wegen zu wenig Essen nach Uganda“, sagt Joseph. „Weil sie hier auch nicht genügend bekommen, kehren sie wieder zurück.“

2011 stimmten 99 Prozent der Südsudanesen, nach mehr als 40 Jahre langem Bürgerkrieg mit dem Norden, dafür, ein eigenes Land zu werden, sich vom Sudan abzuspalten. Damit ist es das jüngste Land der Welt.

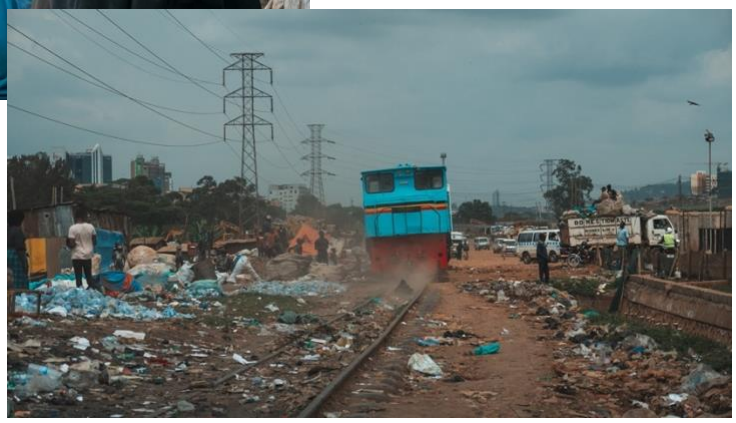
Nur zwei Jahre nach der Unabhängigkeit brach ein Bürgerkrieg um die politische Führung aus, der bis 2018 anhielt. Seit Jahrhunderten wurde die Region um den Südsudan geplündert, die Menschen ausgebeutet. Auch heute noch gibt es viele bewaffnete Konflikte. Fast ein Drittel der Bevölkerung, 4,3 Millionen Menschen, sind durch den Konflikt heimatlos. Vor allem Kinder und Frauen sind auf sich gestellt, die Krise im Land wird auch als Krise der Flüchtlingskinder beschrieben. Mittlerweile gilt der Südsudan als gescheiterter Staat, das Bruttoinlandsprodukt 2021 lag bei 364,4 Dollar – das zweitärmste Land der Welt. Laut UN-Organisationen seien 65 Prozent aller Südsudanesen von Lebensmittelknappheit bedroht. Mindestens drei Millionen jeden Tag vom Hungertod bedroht.

Mehr als eine Millionen Südsudanesen sind in Uganda. Joseph sagt, dass die meisten Geflüchteten hier glücklicher sind als in der Heimat. „Hier haben sie zumindest Freiheit. “ Dennoch gab es auch im Camp Vorfälle. Wegen des fehlenden Essens stehlen Menschen. „Einer hat mal jemanden umgebracht, im Camp gab es daraufhin ein paar Kämpfe“, erzählt Joseph. „Die NRC musste den Fall lösen.“ In diesem Jahr sind laut Joseph mehr als 50.000 Geflüchtete im Palabek-Settlement. Der zuständige Minister musste die Communities in der Region darum bitten, mehr Land für die Geflüchteten herzugeben. „Es sind zu viele. Aber wir können sie nicht davon abhalten, herzukommen“, sagt Joseph.

## 8. Das Kartenhaus Uganda

Im Verlauf meiner Reise spreche ich mit vielen Menschen. In der Hauptstadt, im Westen, im Osten, in den Slums, in den Städten. Eins vereint sie alle: der Verdruss über die Politik. Yoweri Museveni regiert seit 1986. Offiziell ist er 78 Jahre alt, in echt vermutlich deutlich älter.

Über die Geflüchtetenpolitik habe ich gemischte Gefühle. Über die Politik Ugandas zieht sich ein klares Bild, das ich aus allen Gesprächen gezogen habe. Nach außen hin wirkt Uganda wie ein sicheres Konstrukt, typische Problemchen, afrikanische Ungereimtheiten. Nach meinen Erkenntnissen kristallisiert sich heraus: Musevenis Regierung ist ein Kartenhaus, das bedrohlich wackelt. Aktuell ist die Lage zwar angespannt, aber noch halbwegs friedlich. Das größte Problem ist die Korruption, die überall in Uganda und gerade in der Regierung herrscht. Abschlüsse, Qualifikationen, Leistungen bringen in Uganda nur wenig. In den Ämtern sitzen zahlreiche Verwandte und Freunde. Die Regierungsangestellten sind die reichsten Leute in Uganda, sie leisten sich Sommerhäuser und teure Autos. Als ich mit dem Leiter des Gefängnis- Services in Kampala spreche, zeigt er mir ein Bild seiner pompösen Sommerresidenz und fragt mich, ob das nach Armut aussieht.



Die Menschen erzählen mir so viele Geschichten über Museveni, die Regierung, die Korruption. Über politische Gegner, die kaltgestellt wurden, wie deren Ehefrauen mit HIV infiziert wurden, um so auch die Männer zu infizieren. Wie sie auch im Ausland verfolgt werden. Über Regierungsangestellte, die Spendengelder für die Corona- Pandemie dafür genutzt haben, die Schulgebühren der Verwandtschaft und zwei neue Autos zu bezahlen. Der Präsident und sein Regierungsapparat stecken sich so viel Geld in die eigenen Taschen, dass die Menschen sich betrogen fühlen. Steuern auf alles, Geld für wenige. Museveni wird in seinem Leben nicht mehr viel ändern, sein Ableben könnte allerdings zu großen Unsicherheiten führen. Er selbst möchte seinen Sohn Muhoozi Kainerugaba an der Spitze installieren. Der Präsident des Landes wird vom Volk gewählt. Das Problem für Museveni: Sein Sohn könnte nicht unbeliebter sein. Er gilt als “arrogantes Arschloch”, das sich lieber damit beschäftigt, großspurige Geburtstage zu feiern und auf Twitter kriegerische Nachrichten gegen Kenia zu posten, als sich ernsthaft um Politik zu kümmern. Er ist General beim Militär. Obwohl andere Generäle in der Rangordnung eigentlich über ihm stehen, könnte er an die Spitze kommen. Das sorgt auch in den militärischen Kreisen für Unruhe. Museveni ist sich der Unbeliebtheit seines Sohnes bewusst, habe versucht, die Wahl des Präsidenten durch das Parlament bestimmen zu lassen. Damit ist er allerdings bisher gescheitert. Aber auch die normalen Wahlen sind nicht demokratisch und frei. Florence aus dem Waisenhaus erzählt mir, dass während der letzten Wahl Kampfjets und Militär durch die Regionen gezogen sind, um Angst zu verbreiten. Arme Menschen ohne Bildung werden mit Geld dazu gebracht, Museveni zu wählen.

Sollte Kainerugabaan nicht demokratisch gewählt werden, sondern durch den Todesfall von Museveni ins Amt rücken, wird es zu Ausschreitungen kommen. Das erzählt mir die ägyptische Journalistin, die seit einem Jahr in Uganda arbeitet und zahlreiche Gespräche mit verschiedenen Regierungsbeamten geführt hat. In Kampala treffe ich einen Jungen, der mir erzählt, dass er zuhause eine Handfeuerwaffe hat. Sollte Musevenis Sohn Präsident werden, wird er sie nutzen, falls er eine Chance dazu bekommt.

## 9. Fazit

Auch nach einigem Abstand zur Reise fällt es mir schwer, ein klares Fazit zu ziehen. Ist Ugandas Flüchtlingspolitik jetzt das große Vorbild? Keine Ahnung. Dafür haben mir zu viele Menschen von zu viel Leid und Problemen erzählt. Wie kann ein Land als Paradies bezeichnet werden, wenn Menschen verhungern oder vergewaltigt werden? Ein Land, das von ultra-korrupten Menschen regiert wird. Ein Land, das selber von so viel Armut geprägt ist. Aber eben auch ein Land, dass so offen und herzlich ist, mit Menschen, die ihre wenigen Möglichkeiten nutzen wollen, um zu helfen. Wie gesagt, es gibt selten ein Schwarz oder Weiß. Die kommenden Jahre werden viel Aufschluss darüber geben, wie gut Uganda sich mit den wachsenden Herausforderungen schlägt, wie stabil das Land bei einem Regierungswechsel tatsächlich ist und wie wichtig die Geflüchteten dann sind. Aber egal, was passiert, ich bin mir sicher, dass der Grundgedanke - jeder ist willkommen, kein Mensch ist illegal - weiterlebt. Während ich das hier schreibe, kommen mir wieder die Bilder aus Moria in den Kopf. Zäune, Brände, Schreie. Ob Vorbild oder nicht - viele Länder können sich einiges von Uganda abschauen.